



Die Presse

Redaktionelle Leitung: Dr. Karl Woisetschläger Zeichen der Zeit: Wolfgang Freitag Literatur: Dr. Harald Klauhs Neue Texte: Dr. Dietmar Krug
Alle: 1030 Wien, Hainburger Straße 33, spectrum@diepresse.com, diepresse.com/spectrum, Tel. 51414-Serie, Fax 51414-345



Gemütlich versorgt im Hochsicherheitstrakt: Was braucht man mehr?

[Foto: Bea Kujil]

Früher gingen die Bürger auf Barrikaden, um Freiheit und Selbstbestimmung zu erkämpfen. Heute verlangen sie ihre Teilentmündigung. Über Verbotswahn, Rundumvorsorge und das neue Biedermeier.

Von Thomas Sautner

Von der Sehnsucht, beschränkt zu sein

Aus dem Inhalt

Seiß über Rotterdam.

Vor 70 Jahren wurde Rotterdam durch einen Luftangriff der Wehrmacht dem Erdboden gleichgemacht. Ihre neue Identität hat die Handelsstadt in der permanenten Veränderung gefunden. Von Reinhard Seiß. SEITE III

Rainer: „Illegal“?

War Roland Rainer „illegales Mitglied der NSDAP“, wie Wikipedia behauptet? Ein Nachtrag zu Rainers 100. Geburtstag und zur Rainer-Würdigung im „Spectrum“ – von Wilfried Posch. SEITE IV

Atlantis entdeckt? Aber geh!

Atlantis entdeckt! Oder: Mensch lebte neben Saurier! Offenbarungen wie diese füllen heute mehr denn je Verlagskassen. Höchste Zeit, Fiktionen von Fakten zu trennen. SEITE V

Sochor: „Ich altes Möbel.“

Volksschauspieler Hilde Sochor über Freuden und Leiden des Alters, über spröde Rollen, ihren Sohn Paulus Mancker und über die Wiener Seele. Ein Gespräch von Monika Mertl. SEITE VII

Henisch über Holl.

Dass die Realität, die uns angeboten wird, doch um Gottes willen nicht alles sein kann – das ist die Essenz seines Denkens: „Das Adolf Holl Brevier“ – ein Querschnitt durch das schriftstellerische Werk, rezensiert von Peter Henisch. SEITE IX

Draesners „Vorliebe“.

„Vorliebe“: Man kann Ulrike Draesners Roman nicht nur als Liebesgeschichte lesen, sondern auch als Versuch über Distanz und Nähe. Filirend. SEITE XI

Schatzsuche als Werbung?

Seit zehn Jahren läuft „Geocaching“, eine weltweite GPS-Schatzsuche. Das Land Niederösterreich will sich das Spiel als Tourismuswerbung zunutze machen – und stößt auf Widerstand. SEITE XII

Hoffentlich wird es nicht so schlimm, wie es schon ist. Karl Valentin

Herr Staub, Besitzer des legendären Wiener Café Sperl, hatte gehofft, die österreichische Bürokratie würde sich selbst aushebeln. Der Gedanke war naheliegender gewesen. Das Gesundheitsministerium schreibe der Gastronomie ab Juli zwar die räumliche Trennung rauchender und nicht rauchender Menschen vor, das Denkmalamt aber, so Herr Staub, könne die Glaswand, quer durch das historische Kaffeehaus, ja verbieten – womit er auf ein wort- wie paragrafenreiches, jedenfalls langwieriges und sich gegenseitig lähmendes Hin und Her der Behörden vertrauen könnte.

Im Dienste der Gesundheit sei das Rauchverbot erlassen worden, erzählen Politiker Herr Staub. Der wundert sich, wo bei all dem Gerede über die Gesundheit der gesunde Menschenverstand geblieben ist. Unfassbar eigentlich, denkt Herr Staub, dass die Politik vorschreiben kann, was er, das Personal sowie seine mündigen Gäste zu tun und zu unterlassen haben, in seinem Kaffeehaus. Mit derselben Argumentation könnte er ja auch angewiesen werden, fortan keinen Alkohol mehr auszuschenken. Höchst gefährlich sei zudem cholesterinreiches Fett, kalorienreicher Zucker. Die Gastronomie der Zukunft böte, gesetzlich bedingt, Milchrahmstrudel ohne Milch und Rahm. Schokotorte ohne Schoko. Wiener Schnitzel ohne Panier, kredenzt mit Wein ohne Alkohol und Kaffee ohne Koffein.

Alles im Dienste der Gesundheit. Alles grundvernünftig. Was Herr Staub nicht ahnt: In den USA, wo auch die Rauchthematik ihren Anfang genommen hat, wird bereits an der Umsetzung von staatlichen Getränke- und Essensregulierungen gearbeitet.

Nun war der Politik schon immer die Intention eigen, ihre Macht auf Kosten der individuellen Selbstbestimmung auszudehnen. Das Bemerkenswerte heutzutage aber ist: Einengende Regeln müssen der Bevölkerung nicht eigens diktiert werden, vielmehr

scheinen sich viele geradewegs danach zu sehnen, beschränkt zu sein – freilich ausschließlich im buchstäblichen Sinn.

Gingen die Bürger vor mehr als 200 Jahren noch auf die Barrikaden, um von der Obrigkeit Grundrechte wie Freiheit und Selbstbestimmung zu erkämpfen, verlangt die Masse heute ihre Teilentmündigung (und damit ein Weniger an aufreibender Eigenverantwortung). Kaum ein Lebensbereich bleibt unberührt vom grassierenden Wunsch nach Sicherheit. Weil die Menschen erfüllt sind von der Sehnsucht nach Gesundheit, Unversehrtheit bis ins hohe Alter, boomt die Vorsorgemedizin, die Vorsorgeimpfung, das ärztliche Vorsorgegespräch.

Nun ist es aber nicht so, dass Sorgen vermieden werden, wenn allerorts vorsorglich vorgesorgt wird. Im Gegenteil: Vorsorge befeuert die Sorgen erst so richtig. Und die Menschen sorgen sich nicht erst, wenn sie Sorgen haben, sondern tun das dank Vorsorge schon zuvor. Selbst Kerngesunde machen sich heute dank vielfältiger Vorsorgemöglichkeiten vorsorglich Sorgen – und kommen so ebenfalls in den Genuss, umsorgt zu werden. Etwa von der fürsorglichen Pharmaindustrie, die so viel Geld verdient wie noch nie.

Vorgesorgt wird mehr denn je auch gegen Gewalt, Kriminalität und Terror – durch vermehrte Sicherheitsvorkehrungen: Bewegungsmelder, Überwachungskameras, Grenzeinsatz des Bundesheeres, Fingerprint in Reisepässen, Durchleuchtung sämtlicher Kontobewegungen, Nachtscanner, Vorratsdatenspeicherung, mithin permanente Überwachung jeglicher privater Kommunikation via Handy, E-Mail und Internet. Zu allem kommt ein bunter Strauß an Sicherheitsvorkehrungen im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben: elektronische Zeiterfassung, Zwangsversicherungen, Zwangsmitgliedschaften, Speicherung sämtlicher Krankheiten via E-Card, Helmpflicht auf Skipisten, Alkohol-Ausgabeverbot ab gewissen Uhrzeiten, Essverbot in U-Bahnen, Bettelverbot, Verschleierungsverbot. Die Liste der Vorschriften im Namen der Sicherheit wird täg-

lich länger. Und so unterschiedlich die Maßnahmen zur Steigerung des „subjektiven Sicherheitsgefühls der Bevölkerung“ auch sein mögen – sie haben einen gemeinsamen Nenner. Einen meist unbemerkten gemeinsamen Nenner: den Verlust an individueller Freiheit und Selbstbestimmung. Mit jeder zu argumentierenden, vernünftigen Einzelmaßnahme, die scheinbar nicht das Geringste mit anderen Einzelmaßnahmen zu tun hat, vervollständigt sich ein Puzzle. Worauf es hinausläuft, ist trotz deutlicher Konturen kaum jemand gewillt, zu erkennen: den unmündigen, seiner Grundrechte entledigten Bürger.

In ihrem Buch „Angriff auf die Freiheit“ erinnern Juri Zeh und Ilija Trojanow an vergangene gläubte Zeiten – und die Parallelen zu heute. Die Nachkriegsgeneration, so die beiden Autoren, werfe den Alten oft vor, dass sie die Gefahr des herannahenden Nationalsozialismus nicht erkannt hätten. Sie fragen, wie es denn nur möglich war, die Zeichen an der Wand nicht zu erkennen: Das musset ihr doch kommen sehen! Warum habt ihr euch nicht gewehrt?

Dass Vergleiche mit der damaligen Geisteshaltung nicht konstruiert sind, zeigte zuletzt eine Umfrage des deutschen Emnid-Instituts. Den Erhebungen zufolge finden nur 42 Prozent der Westdeutschen und 28 Prozent der Ostdeutschen, dass Freiheit ein wichtiger politischer Wert ist. Die überwiegende Mehrheit der Deutschen kann sich heute durchaus vorstellen, in einem undemokratischen Staat zu leben, solange für Arbeitsplätze und Sicherheit gesorgt wird.

Die Masse ist lethargisch wie einst. Und sie ist bereit, sich in Fürsorge zu begeben. Staat wie Wirtschaft übernehmen die Aufgabe gerne. Es verschafft ihnen Macht. In Zeiten des staatlichen Kompetenzverlusts wegen überbordender Schulden und legislativer Verschlebung Richtung EU ist es geradezu ein Glücksfall für die nationale Politik, wenn sie die Menschen nicht zwingen muss, individuelle Freiheiten zugunsten staatlicher Kontrolle aufzugeben, sondern die Leute ihre Entmachtung geradezu einfordern. Und sollte sich doch einmal Widerstand regen, gibt es ein probates, wunderbar demokratisches Mittel dagegen: die Politik

Fortsetzung Seite II

Blindlings geben wir Souveränität auf, lassen uns immer mehr abnehmen, haben immer weniger selbst im Griff.



THOMAS SAUTNER

Geboren 1970 in Gmünd, Niederösterreich. Arbeitete nach dem Studium der Politikwissenschaft und Zeitgeschichte als Journalist. Lebt in seiner Heimat, dem nördlichen Waldviertel, sowie in Wien. Publikationen: u. a. die Romane „Fuchserde“ und „Milchblume“ (beide bei Picus). SEITE 1



REINHARD SEISS

Oberösterreicher, geboren 1970. Dr. techn. Stadtplaner, Filmemacher und Fachpublizist. Wiener Förderungspreis für Volksbildung, Mitglied des Beirats für Baukultur im Bundeskanzleramt, Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. 2007 im Pustet Verlag: „Wer baut Wien? Hintergründe und Motive der Stadtentwicklung seit 1989“. SEITE III



HANS PETER SCHÖNLAUB

Jahrgang 1942. Von 1993 bis 2009 Direktor der Geologischen Bundesanstalt. Ao. Professor für Historische Geologie an der Universität Salzburg. Seit 2002 Wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, deren Geowissenschaftliches Zentrum er leitet. SEITE V



MONIKA MERTL

Wienerin. Kulturpublizistin und Dramaturgin. 2004 im Residenz Verlag: „Nikolaus Harnoncourt. Von Demken des Herzens“, 2008 bei Deuticke: „Auf Stichwort: Michael Heltau“. SEITE VII



PETER HENISCH

Wiener, Jahrgang 1943. Mitbegründer der Musikgruppe „Wiener Fleisch & Blut“ und der Zeitschrift „Wespennest“. Schriftsteller. Bücher: u. a. „Die kleine Figur meines Vaters“, „Schwarzer Peter“, zuletzt, bei Deuticke, der Roman „Der verrirte Messias“. Preis der Stadt Wien für Literatur. SEITE IX



REINHARD URBACH

In Weimar 1939 geboren. Gründer des Literarischen Quartiers Alte Schmiede, Chefdramaturg am Burgtheater, danach, bis 2002, Direktor des Theaters der Jugend. Publikationen zur österreichischen Literatur- und Theatergeschichte, zuletzt Herausgeber des Bandes „Von Jandl weg auf Jandl zu“ (Czernin). SEITE X



BARBARA BONGARTZ

Geboren in Köln, Jahrgang 1957. Promovierte Filmwissenschaftlerin. Freie Schriftstellerin. Romane: u. a. „Der Tote von Passy“ (Dittrich), „Perlsamt“ (Weissbooks). Langjährige Aufenthalte in New York. Lebt in Berlin. SEITE XI



JULIA KOSPACH

Studium der Linguistik und Slawistik in Wien und Paris. Literatur- und Gartenkritikerin. Bücher: u. a. „Der grüne Dämon“, zuletzt „Wien. Eine Melange“ (beide bei Sanssouci). SEITE XI

Die Angst vor den „Ausländern“: Die finden wir ja längst nicht nur dort, wo sie uns so oft vorgeführt wird – bei den „Modernisierungsverlierern“ oder den „bildungsfernen Schichten“. Spätestens die Diskussion um – igit! – fremdländische Studierende an hiesigen Universitäten präsentierte uns Xenophobie in voller Blüte mitten im akademischen Wiesengrund. Und schnell schritt die der Ruf nach „Zugangsbeschränkungen“, „Quoten“ und „Notfallparagrafen“ durch den universitären Raum, nach Ausschließungsmechanismen jedenfalls, wie wir sie sonst aus Asyl- und Wirtschaftsflüchtlingsdebatten kennen. Dass heimische Hochschulen von dem knappen Viertel nicht heimischer Studenten womöglich profitieren könnten, ist bis heute kaum je Gegenstand heimatbesorgter Betrachtungen. Noch weniger, dass ein entsprechend internationales Interesse am Ende vielleicht dem internationalen Ansehen dienlich zu sein vermöchte.

Immerhin, jenes Institut am Platz, das seit Jahrzehnten den weitaus höchsten Anteil an Auslandsstudenten ausweist (fast 50 Prozent), ist auch das einzige, das in der Tat Welttruf genießt: die Wiener Musikuniversität. Und Marija Vidovic weiß auch einen Grund dafür: „Es war eine schöne Überraschung, als ich nach Wien kam, dass die ganze Gesangsabteilung und auch mein Jahrgang so bunt gemischt waren. Jeder stammte aus einem anderen Land. Das hab ich als ungeheuer bereichernd empfunden. Man kommt so vielen kulturellen Unterschieden so nah, findet aber doch immer wieder Gemeinsamkeiten.“ Und überhaupt: „Durch die Musik ist man immer akzeptiert, man ist überall willkommen.“

Vidovic selbst, Jahrgang 1982, stammt aus Kroatien: Sie ist in der Nähe der 30.000-Einwohner-Stadt Čakovec aufgewachsen, im Dreiländereck Slowenien-Ungarn-Kroatien, was schon früh und gleichsam von selbst einen Hauch von Multikulturalität in ihr Leben brachte: „Gleich bei uns, jenseits der Mur, war Ungarn“, erinnert sie sich. Und sie bedauert bis heute, kein Wort Ungarisch zu sprechen: „Das war eine vergebene Chance. Schon in unserer Volksmusik gibt es ja viele ungarische Einflüsse. Da ist viel Csardas dabei.“ Im Übrigen sei es auffallend, „dass viele Ungarn Kroatisch sprechen lernen, aber in der Gegenrichtung, dass Kroaten Ungarisch lernen, das passiert kaum.“ Deutsch dagegen war in ihrem Fall Unterrichtsfach, und zwar sogar als erste Fremdsprache: „Meine Eltern haben auch Deutsch gelernt in der Schule. Als kleines Kind habe ich in den Ferien am Meer immer viele Leute getroffen, die deutsch gesprochen haben, und das hat mir sehr gut gefallen.“

Vidovic hat auch schon früh erfahren, was geschieht, wenn aus bloßem Machtkalkül an die Stelle nationaler Vielstimmigkeit die Monotonie des Völkischen tritt: während des Jugoslawienkriegs. „Sehr viele Flüchtlinge sind zu uns gekommen, vor allem aus Bosnien, wir hatten auch eine Familie einquartiert. Neun Jahre lang haben die bei uns gelebt, haben vom Krieg erzählt und immer wieder aufs Neue geoffert, endlich zurückkehren zu können.“

Ihr Wunsch, Sängerin zu werden, entwickelte sich aus einer Freizeitbeschäftigung: „Meine Eltern haben in einem Chor gesungen. Volkslieder, und da hab ich auch begonnen. Und dann gab es in meiner Schule einen Lehrer, der frisch aus der Musikerausbildung kam und mich sehr gefördert hat; der hat mich dann zu einer Gesangslehrerin geschickt, in die nahe gelegene Stadt Varaždin.“ Ihre Eltern hätten sie auf ihrem Weg „immer unterstützt“: „Als ich das erste Jahr an der Musikschule in Varaždin inskribiert habe, haben sie gesagt: Nimm noch das Gymnasium dazu, damit du auch noch eine Chance hast, wenn du dir das in vier Jahren, so lange dauert bei uns die Ausbildung,

Österreich – ein Paradies der Multikulturalität? Die aus Kroatien stammende Sopranistin Marija Vidovic hat ihre Wahlheimat so kennengelernt – im Reservat der Wiener Musikuniversität. Aus der Serie „Ausland Wien“.

Von Wolfgang Freitag

Donau so bunt

überlegt.“ Von der Musikschule in Varaždin führte sie der Weg direkt nach Österreich. Marija Vidovic: „Meine Gesangslehrerin hat ihre Schüler nach Wien geschickt oder nach Graz, aber für mich war Wien einfach die Hauptmusikstadt, und ich wollte unbedingt da hin.“ Im Jahr 2000 besteht sie die Aufnahmeprüfung an der Wiener Musikuniversität und übersiedelt in eine für sie so gut wie unbekannte Stadt: „Nach Graz sind wir ja wenigstens einmal im Jahr zum Einkaufen gefahren, aber Wien kannte ich nur von einem einzigen Besuch. Und ich hatte so gut wie keine Kontakte.“ Zuerst findet sie im Kroatischen Kollegium eine Heimstatt, später in einer Wohngemeinschaft. Und sie lernt ihren Mentor kennen, aus Split gebürtig, mit Wien schon bestens vertraut und also in der Lage, sie mit den lokalen Besonderheiten bekannt zu machen.

„Ich hatte von Anfang an ein gutes Gefühl, in Wien zu sein“, bekennt Vidovic heute. „Wien hat mir Gelegenheit gegeben, viele große Sänger live zu erleben. Auch davon habe ich eine Menge profitiert. Mit der Zeit wird man da immer kritischer. Andererseits: Jetzt, wo ich selbst Vorsingen und auch Konzerte habe, weiß ich natürlich, wie schwer bestimmte Dinge sind und wie hoch das Niveau ist. Ich bin die Glückliche, wenn ich zu einem Konzert oder zu einer Opertaufführung gehe und mich erfüllt fühle.“

Mittlerweile hat sie ihr Studium in Wien abgeschlossen und ist an die Stuttgarter Opernschule weitergezogen: zur Fortbildung bei ihrem Mentor, Francisco Araiza: „In Stuttgart bin ich sehr konzentriert auf die Arbeit und auf die Proben, aber ich versuche immer, schnell nach Wien zurückzukommen. Ich bin hier zu Hause.“

Daran soll sich auch nichts ändern, wenn die Karriere der Sopranistin den ersehnten Verlauf nimmt: „In zehn Jahren möchte ich an den besten Häusern arbeiten“, sagt sie. Was noch fehlt: „Eine gute Agentur.“ Und wer sie – sagen wir – Hugo-Wolf-Lieder singen hört, mag ihr gern glauben schenken, dass dieser Wunsch in Erfüllung geht. ■



„Durch die Musik ist man immer akzeptiert, man ist überall willkommen.“ Marija Vidovic, geboren 1982 in Čakovec, Kroatien.

(Foto: Freitag)

der wechselnden Mehrheiten auf Kosten der wechselnden Minderheiten. Je nachdem, welches Verbot, welche Einschränkung beschlossen werden soll, wird die jeweilige Minderheit (Raucher, Jugendliche, Arbeitslose et cetera) gegen die jeweilige Mehrheit ausgespielt. Eine Befragung oder Volksabstimmung ist schnell gemacht, und das Resultat vorab gewiss. Denn für gewöhnlich sind Menschen durchaus bereit, Freiheiten anderer einzuschränken, solange sie nicht auf die Idee verfallen, dass beim nächsten Mal, bei der nächsten Abstimmung, ihre Interessen unter den Hammer kommen könnten. Und jene, die nicht einmal etwas dabei finden, eigene Freiheiten aufzugeben, bringen ohnehin keinerlei Verständnis auf für den Freiheitswunsch anderer.

Für die Wirtschaft läuft es dank der Sehnsucht der Konsumenten nach Bequemlichkeit und Fürsorge aktuell besonders glatt. Eine wachsende Lust der Selbstausslieferung hat sich breit gemacht: Blindlings geben wir Souveränität auf, unterwerfen uns den GPS-Anweisungen des Autocomputers, finden es längst selbstverständlich und bequem, beim Handy nur noch den Namen anzuzwählen, kennen folglich nicht einmal mehr die Nummern unserer engsten Freunde, lassen uns immer mehr abnehmen, haben immer weniger selbst im Griff.

Im Tausch gegen Preisnachlässe geben wir via Kundenstammkarte unser Konsumverhalten preis. In sozialen Netzwerken wie Facebook und Twitter plaudern wir familiäre Geheimnisse aus, und bei der Partnervermittlung via Internetagentur gehen wir sogar so weit, zwecks Vorliebenabstimmung intimste Details und Neigungen ins Netz zu speisen. Entsprechend zielgenau geht die Wirtschaft in der Folge bei individuellem Marketing, Produktangebot und Werbung vor.

So freizügig viele Menschen heutzutage mit ihren persönlichen Daten umgehen, so engstirnig verhalten sie sich gegenüber Dritten. Freilich nur ein scheinbares Paradoxon. Jeder vierte Deutsche jedenfalls wünscht sich die Mauer zurück, und auch etliche Österreicher, Schweizer, Italiener, Ungarn, Slowaken wollen die Grenzen wieder enger ziehen. Von äußeren Gefahren behütet dank Grenzmauern, von inneren Unwägbarkeiten geschützt durch Kontrollen, Gesetze, Reglementierungen. Dazu ein garantierter Job und ein möglichst abwechslungsreiches Fernsehprogramm. Was braucht man mehr? Gemütlich versorgt im Hochsicherheitstrakt.

Einmal wurde dieser Wunsch schon erfüllt in Europa. Während der guten, alten Zeit des Biedermeier. Es war die Epoche des fürsorglichen Absolutismus, der weitgehenden Gleichgültigkeit gegenüber der Metternichschen Unterdrückung von Liberalismus und Freiheit. Es war die Epoche der leichten Unterhaltung anstatt der anstrengenden Aufklärung. Die Epoche des (geistigen) Rückzugs der Bürger, der festgezurten Ordnung. Damals pflegte Europa, und insbesondere das kaiserliche Österreich, eine Lebens- und Geistesart, die frappant an das heutige Biedermeier erinnert.

Herr Staub indes sitzt im Café Sperl und erinnert sich daran, dass er es gegenüber Politik und Behörden mehrfach sachlich versucht hat. Er erinnert sich, dass er angefragt hat, wie viel schädliche Stoffe er durch neue Entlüftungsanlagen aus dem Café entfernen sollte. Technisch sei heute ja alles möglich. Doch darum, sagt Herr Staub, darum ging es den Herrschaften gar nicht. Sie wollten die einfache, die populistische Lösung. Sie wollten die Wand. Und sonst nichts. Und so ist es womöglich nur noch eine Frage der Zeit, bis eine Glasfront das Café Sperl durchschneidet und damit die einen Menschen von den anderen trennt.

Herr Staub blickt über den Rand seiner Brille und leuchtet leise den Kopf. Er will keine Wand, auch keine durchsichtige. Letztlich wäre das Ding, gläsern oder nicht, doch wie ein Brett vor dem Kopf. Aber die Alternative gefällt ihm auch nicht. Die Alternative ist, dass er in seinem Café das Rauchen gänzlich verbieten muss. Das Sperl, in dem Kaffee- und Rauchkultur einander seit dem Jahr 1880 ergänzen, würde per Gesetz handreichartig zu etwas völlig anderem. Ob die Wand kommt oder nicht – da wird sie sein. ■